

Die dramatische Biografie eines biografischen Dramas : ein Essay über den "Dichter-General" Johann Gaudenz von Salis-Seewis

Autor(en): **Gansner, Hans P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(2014)**

Heft 4

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-513614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die dramatische Biografie eines biografischen Dramas – ein Essay über den «Dichter-General» Johann Gaudenz von Salis-Seewis

Hans P. Gansner

«Ich musste die Politik und den Krieg studieren, damit meine Kinder die Freiheit bekamen, Mathematik und Philosophie zu studieren; meine eignen Kinder werden Mathematik und Philosophie studieren müssen, damit ihre Kinder das Recht bekommen, Kunst, Poesie und Musik zu studieren.»

(John Adam 1735–1826, Präsident der USA)

Goethe, immer schon Dichter *und* Staatsmann, beschrieb im dreibändigen Erziehungsroman *Wilhelm Meister*, dessen letzter Band nicht ohne Hintergedanken *Die Entsagenden* betitelt ist, die «Verbürgerlichung» des künstlerisch tätigen Individuums und dessen Aufnahme in die ominöse «Turmgesellschaft», nachdem es auf verwickelten Irr-Fahrten durch Kunst und Lebenser-*Fahrung* geadelt worden ist.

Während aber heute «Verbürgerlichung» entweder pejorativ heisst, sich resigniert ins Gegebene zu schicken, geliebten und bewunderten Idealen tapfer abzuschwören, die man doch einmal bei klarem Verstand und mit jugendlichem Enthusiasmus als richtig und lebenswert erkannt hat, schwierige und intelligente Kompromisse zu schliessen, schlaue «Päcklipolitik» zu betreiben, wie wir in Bünden sagen, egoistisch und engherzig werden, so bedeutete es zu Goethes Zeit durchaus noch, sich der Gemeinschaft zu opfern, sich produktiv in ein grosses Ganzes einbringen, der hoch-näsigen Arroganz, der sexuellen Libertinage und dem Elite-Denken abzuschwören, um den einzigen Adel anzustreben, den nur wir selber mit unseren guten Taten erringen können: den Adel, ein guter Mensch zu sein.

Für den deutschen Klassiker Goethe war es also zuerst einmal ein Verlust, denn die Privilegien der herrschenden Aristokraten-Klasse mussten aufgegeben werden, die das Dichten doch leichter machten; dagegen aber – und das zeigt Goethes überstürzte Flucht aus den Minister-Fesseln des Herzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, der nun ja wirklich ein «guter Fürst» und ein «aufgeklärter Monarch» war, ketteten ihn diese Privilegien mit geistigen,

unsichtbaren Fesseln an das Herrscherhaus: «Wes Brot ich ess' des Lied ich sing!», galt ja seit dem Mittelalter absolut unhinterfragt für den Minne-, der in Wirklichkeit ein Fürsten-Sänger war, und die Fürstin, zu deren Füßen er sang, mit dem Fürsten hinter dem Paravent versteckt sitzend und zuhörend und durch ein verdecktes Guckloch zuschauend, wurde sich dessen jeweils ebenso schmerzhaft bewusst wie er selber. Bürgerlichkeit hingegen, das bedeutete, ganz anders als im heutigen Jargon: Autonomie! Luft zum Atmen! Freiheit! «Sire, gebt Gedankenfreiheit!», liess deshalb auch Schiller seinen Helden unter dem aufgeregten Gemurmel im Saal, wo die Adligen wie auf Kohlen sassen, ausrufen. «Autonomie», auf Rousseaus Gesellschaftsvertrag beruhende Selbst-Ständigkeit, Eigen-Ständigkeit, die den Menschen (zuerst nur den Mann, das ist wahr: und nur den weissen Mann ...) dann zum bürgerlich-politisch Freien macht, zum *Citoyen*, zum Staats-Bürger eben.

Denn zum Konzept von Rousseaus Freiheit gehört der Besitz: Ohne wirtschaftliche Unabhängigkeit kann er sich keinen Freien vorstellen. Und die Girondisten, welche die französische Revolution leider auf halbem Weg zementierten und die Macht des Besitzes absicherten, sind ihm leider gefolgt. Babeuf, Saint-Juste, Jacques Roux und andere, konsequentere Denker der Revolution, blieben auf der Strecke und landeten auf dem Schafott. Man lese dazu das instruktive Buch von Jean Ziegler *Das Imperium der Schande*, in dem diese Frühsozialisten und konsequenten Verfechter einer wirklichen radikalen sozialen Umwälzung endlich Gerechtigkeit erfahren.

Die rasende Revolution

Und so raste die Revolution mit Napoleon an der Spitze und dem Recht auf Eigentum auf den Fahnen von einem imperialistischen Sieg zum nächsten: Siegen bis zum Untergang, hiess die Devise dieser gefräßigen Imperien seit jeher! Bis Rainer Maria Rilke dann im Ersten Weltkrieg klipp und klar sagte: «Was heisst hier Siegen? Überstehn ist alles!» Die bürgerliche Demokratie setzte also nach einem frischen, rasanten Anfang zunehmend auf Besitz, auf Privatbesitz, nachdem dieser zuerst doch als «antastbar» erklärt worden war, wenn es darum ging, die vor allem agrarischen adligen Grossgrundbesitzer zu enteignen, um gewisse Probleme des öffentlichen Interesses zu lösen. Heilig sei der Besitz, erklärte das Premier Empire des Korsen, der sich eigenhändig zum Kaiser gekrönt hatte. Das heisst: Die Macht der aufsteigenden Bourgeoi-

sie, die sich in imperiale Klamotten hüllt, leitete sich direkt vom Geld ab, nicht mehr, wie in der Feudalordnung, von Gott.

Die politisch aktiven Menschen in diesen «Übergangsgesellschaften» sind denn auch zwitterhaft: Es gibt den «Bürger-General», den «Bürger-Präsidenten», ja sogar den «Bürger-Scharfrichter»; und eben, den «Dichter-Fürsten» und den «Dichter-General».

Rudolf von Salis, einen Vorgänger unseres Johann Gaudenz, hatte man in den «Bündner Wirren» des Dreissigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert noch stolz den «Dreibündengeneral» genannt, der, damals noch auf der Seite Jörg Jenatschs, der zu diesem Zeitpunkt weder Blut an den Händen noch einen Verrat auf dem Gewissen hatte, sich tapfer mit den Prättigauern gegen eine österreichische Übermacht schlug und zwar bis in die letzte Deckung, in sein eigenes Schloss Bothmar in Malans zurück.

Und ein weniger leuchtendes Vorbild war dann 1848 als dritter grosser Salis-General der Führer der aristokratischen Reaktion in der Schweiz, die gegen die demokratischen Errungenschaften des neuen Bundesstaates eine Re-Feudalisierung der Schweiz mit Waffengewalt durchsetzen wollte: der «Sonderbundsgeneral» Johann Ulrich von Salis-Soglio. Dieser feudale Finsterling trieb die Tradition des Verrats, die in den herrschenden Cliques Graubündens gang und gäbe war, sogar soweit, dass er als Protestant für den katholischen österreichischen Heerführer Schwarzenberg einsprang, weil es sich halt schon besser machte, einen Schweizer an der Spitze der europäischen Reaktion im eigenen Land zu haben!

Man sieht: Der General liegt den Salis irgendwie in den Genen ...

«Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch ...»

(C. F. Meyer)

«Dichter-General» als Begriff für unsern Schweizer Klassiker ist natürlich auch ein Oxymoron (helles Dunkel, reiche Armut, kleine Grösse, schnelle Langsamkeit): etwas Seltsames, Faszinierendes, Einzigartiges. Ich erinnere mich an die hitzigen Diskussionen in den Siebzigerjahren über den Begriff «Arbeiter-Schriftsteller», an dem wir aber eben gerade wegen seiner polemischen Wirkung festgehalten haben. Mit diesem absichtlich provokativen Wortmonstrum versetzten wir den bürgerlichen Literaturklub von eingeschworenen Germanistikprofessoren, Feuilletonredaktoren und Grossschriftstellern mit ihrem einschläfernden und offiziellen Diskurs in helle und für ein paar bewegte Jährchen auch heilsame Aufregung!

Der «Dichter-General» blieb in Führungszeichen. Etwas Fremdes, Beunruhigendes, Fragendes haftet dem Begriff an, was mich von Anfang an immer fasziniert hat: Genau dieses Vagierende in der Persönlichkeit des Salis-Seewis habe ich in meinem «biografischen Spiel» beschreiben, darstellen wollen. Er hat sich um diesen «verlorenen Posten» als Generalstabschef wirklich nicht gerissen: Aber der designierte General Keller war in der entscheidenden Schlacht stockbesoffen, und der welsche César Laharpe, ein Militärspezialist ersten Ranges, wollte sich mit einer aussichtslosen Sache nicht die Finger verbrennen. Und wie man bei uns in der Schweiz im Militärdienst immer sagt, wenn zum Beispiel ein Zürcher und ein Basler Streit bekommen wegen eines Jobs: «Nehmt einen Bündner!» Durch die Abgelegenheit der Aussen-seitersituation kann den meisten «freundeidgenössischen» Querelen mit diesem Rösselsprung klug ausgewichen werden ...

Nun, Goethe blieb trotz seiner mehrmaligen Ausbruchsversuche aus dem goldenen Käfig immer hoher Minister und dichtete tapfer weiter; doch unser Salis-Seewis hat als Dichter dann irgendwann in einer schrecklichen Nacht, in der eine entscheidende Schlacht durch Zürich tobte, abgedankt und beschlossen, sich für seine helvetische Republik, seinen neuen Kanton Graubünden, den er mit Ach und Krach aus der Taufe gewuchtet hatte, für seine Gemeinde Malans, für seine Bündner Herrschaft und seine Stadt Chur einzusetzen. Und darin liegt das unsichtbare, aber grausame «Drama»: Salis konnte sich nicht in ein fertiges Nest setzen wie Goethe, um dann in aller Ruhe zu dichten! Das Nest war nämlich von einem Jahrzehnt Krieg verwüstet: Beinahe alle Revolutions- und Koalitionskriege des zusammenbrechenden Ancien Régime waren einmal, manchmal sogar zweimal hintereinander durch die Haupttäler Graubündens gebrandet und hatten nichts zurückgelassen als Hunger, Krankheiten, Tod und Verwüstung. Und eine Adelsklasse, die sich immer erbitterter in ihren Schlössern verbunkerte, ihre Privilegien durch Tod und Verrat zu retten suchte und zur zunehmenden Verzweiflung, Verwirrung und Verbitterung des Volkes immer grausamer an der Macht zu bleiben versuchte. So musste Salis-Seewis ab 1798 zuerst als General die Helvetik sichern, und dann ab 1803 als Staatsmann dem Kanton Graubünden und der Eidgenossenschaft ein tragfähiges Gerüst zimmern; für Poesie blieb da kaum mehr Zeit. Man stelle sich in unsern kargen Tälern mit ihren eher misstrauischen Bewohnern einen «Dichter-Richter», einen «Dichter-Militärinspektor» oder gar einen «Dichter-Regierungsrat» vor. Ein Ding der Unmöglichkeit bei «ünsch dobna», wohl auch heute noch, während andere

Länder ihre Dichter und Sänger in die höchsten repräsentativen Ämter einsetzen (Gilberto Gil, André Malraux, Pablo Neruda, Nana Mouskouri), meistens zwar als diplomatische Botschafter, das ist wahr, möglichst weit weg, das muss auch gesagt sein. Aber das ist vielleicht auch gut so für den Dichter; und die Heimat, die sich so kulturell mit ihren «verlorenen Söhnen (und Töchtern)» bereichern kann. Denn jeder sollte sich zuerst fragen, wie kann ich meiner Heimat nützlich sein und nicht, wie das heute allzu oft der Fall ist: Was kann ich aus der Tatsache, dass ich eine Heimat «besitze», herausholen!

Psycho-Drama

Das «biografische Drama» unseres tugendhaften sympathischen Bündners, der doch einst in seiner jungen Männerblüte die Höhen klassizistischer Perfektion erreicht hatte (die zahlreichen Komponisten lobten die absolut schlackenlose Metrik seiner Versifikation), besteht im langsamen, beinahe unmerklichen Versiegen seiner literarischen Kreativität vor lauter Bravheit und *political correctness*, das Ersticken der wilden Phantasie unter den stauenden Pandekten, das «Verstummen der Nachtigall», das Abflauen der poetischen Potenz: «Im Frühling singen sie – und im Sommer sind sie dann schon wieder stumm» (Gottfried Benn, das Aas, hatte halt schon recht ...). Gleichzeitig schwoll das Gewieher der Amtsschimmel in den «grauen» und andern offiziellen Häusern Graubündens andauernd und bis heute an, je mehr Sitzungsgelder bezahlt werden und je höher die Staatsgehälter sind (ein Gehalt bezieht man halt, während man einen Lohn oder ein Honorar für ein Buch oder einen Essay, die Tantiemen für ein Theaterstück oder ein Hörspiel immerhin noch hart verdienen muss!).

Das Psychodrama des Dichters Salis (und seine einzelnen Gedichte sind wie funkelnde Edelsteine in einer geschmeidig gleitenden Halskette) ist das langsame, stetige Verkümmern eines blühenden Talents vor aller Augen! Angesichts seiner Fähigkeit, die sich auftürmenden Alltagsprobleme in der neu aufzubauenden Bundes- und Kantonsverfassung zu lösen, gab es niemanden, der ihm einmal die Hand auf die Schulter legte und sagte: «Hallo, lass den Krempel mal liegen, *fuck politics, make art!*», wie Lawrence Ferlinghetti, der Vater der Beat-Poeten in San Francisco salopp sagte. Ausser dem jungen Patrioten Wyss in Zürich, der schrieb: «Nachtigall, sing noch ein Lied ...» Und diesen Wunsch erfüllte der schon weisshaarige Dichter mit einem Bekenntnis zu einem

neuen, revolutionären... Rütlichschwur, den er auf keinen Fall verpassen würde.

Doch eigentlich hätte der «Bürger-Dichter» einfach einmal die Tür der Amtsstuben hinter sich zufallen lassen und für einige Zeit in den Ausstand treten sollen – aber wer hätte seine *Funktionen* übernommen, ausser um sie für eigene Zwecke zu missbrauchen? Und der ersehnte neue Rütlichschwur, der fand dann nicht statt.

Das Autodafé

«Du wirst *nicht* hingeh'n wie das Abendrot/Dein Herz wird stückweis' brechen ...», dichtete Herwegh, ein Resignierter der Achtundvierziger Revolution des 19. Jahrhunderts in der zweiten Lieferung seiner Lieder.

Gegen Schluss spricht aus Salis' Tagebüchern eine Kleinlichkeit, eine Pedanterie, eine Akribie, eine fast erschreckende Pingeligkeit. Auch das Protestantische dringt wieder durch. Zum Beispiel notiert er peinlich genau, wie viel er einem Bettler in Chur gegeben habe: Der greise Salis scheint sich mit protestantischem Eifer seinen Platz im Jenseits sichern zu wollen. Und auch die letzten Portraits zeigen keinen blühenden, grosszügigen, strahlenden, beinah androgyn wirkenden Pop-Star mehr, sondern die Salis'sche Adlernase wächst ihm beinah bis übers Kinn hinunter und der Raubvogelblick seiner Urahnen schaut uns durchdringend und absolut unerbittlich kritisch an. Es ist schwierig, diesem Blick standzuhalten ...

Über den Dichter ohne Literaturpreise aber mit unzählig vielen Freunden und Bewunderern, den einzigen Bündner, der es bisher geschafft hat, bleibend in die Bibliothek der Weltliteratur aufgenommen zu werden; über den General ohne Armee; über den Staatsmann ohne Land bis zum bürokratisch verwaltenden, klug ökonomisch erhaltenden, streng aber gerecht urteilenden Richter in Streitigkeiten zwischen Fuchs und Has am Ende der Welt – ist dieses einzigartige Leben ein exemplarisches Drama von einem, der all das verliert, was ihm am Anfang wichtig war, weil es sich in der Polis verwirklicht und er sich nicht entziehen kann. «Die süsse Entzogenheit» nennt er gegen Schluss den einzigen Zustand, nach dem er sich noch sehnt ...

Es ist die Selbstopferung des grossen Einzelnen, etwas Christliches, verbunden mit einem Touch des modernen Revolutionärs und des unbekannten Soldaten. Er büsst sogar innerlich noch für die Missetaten seiner adligen Vorfahren und ihresgleichen (es wa-

ren natürlich auch andere adlige Familien an diesem grausamen Herrschaftssystem beteiligt!), die mit ihrem «Sudelgeist», der vor allem in ihrer unersättlichen Raffgier bestand, das alte Rätien mehrmals in den Konkurs getrieben und Alt Fry Rätien mehrmals über den Abgrund der Geschichte hinaus gestossen hatten, wo es Jahrzehnte lang zerschmettert darnieder lag. Mit dem symbolischen «Autodafé» sühnte dieser Salis für alle andern Adligen, wie sie auch immer hiessen, alle die «von» und «zu», die Graubünden ausplünderten wie heute das multinationalistische kapitalistische Imperium mithilfe der lokalen Kriegsherren die Dritte Welt.

Ein Dichter und General, ob's stürmt oder schneit

Der Tag seines Begräbnisses wird jedoch zu einem Beweis seiner immensen, schlichten Volkstümlichkeit: An einem «Hudeltag» mit Schneegestöber und vereisten Bächen mitten im kältesten Winter tragen Hunderte von jungen Prättigauern und Herrschäftlern seinen Sarg, auf dem der Offiziers-Hut der eidgenössischen Milizarmee und der Degen liegt, durch den stotzigen, gewundenen Fussweg (den heutigen «Salisweg») von Malans ins kleine Dörfchen Seewis hinauf.

So wie diesen steilen Weg stelle ich mir auch die kulturpolitische Arbeit vor, die unser Salis-Seewis wie ein Sisyphus in unsern 150 engen, dunklen Tälern vollbringen musste ...

Vorläufer der Antiglobalisierungsbewegung

Auf dem kleinen, steil abfallenden Friedhof von Seewis könnte der Dichter, nun nicht mehr mit der Generalswürde belastet, von seiner Familiengruft aus, die an der weiss leuchtenden Mauer des kleinen Kirchleins klebt, virtuell jeweils hernieder schauen, wie zu seinen Füßen alljährlich im Januar die jungen Menschen der Antiglobalisierungsbewegung aus der ganzen Welt, die zumeist von seinen eigenen Idealen wie Gleichheit und Brüderlichkeit zwischen den Völkern auf dem ganzen Planeten beseelt sind.

Die gewaltige Manifestation zum Begräbnis von Salis-Seewis wies voraus auf das Begräbnis von August Bebel, der 1913 nach allen gescheiterten Versuchen, den drohenden Weltkrieg abzuwenden, im Bündner Kurort Bad Passugg ob Chur gestorben und danach in Zürich unter der grössten Begleitung, die ein Begräbnis je in

dieser Stadt gesehen hat, auf den «Weg ins stille Land» (Salis) geleitet wurde.

Geblieden ist ein Lied, das jeden Herbst aus jedem Schweizer Schulhaus erschallt: «Bunt sind schon die Wälder ...». Und die Blätter fallen, «kühler weht der Wind», und der Winter wird kommen. Macht nichts, denn «was bleibt, stiften die Dichter ...». Salis hat als Dichter unter dem Zwang der Verhältnisse die Politik und den Krieg studieren müssen, obwohl er sich auch lieber seiner schönen Bündner Natur, seiner Gattin Ursina und seinen Kindern gewidmet hätte. Ob jetzt wohl seine «Nachkommen» im weitesten Sinne, die heutigen Bündnerinnen und Bündner, die jungen Schweizer Bundesgenossen und Bundesgenossinnen, wirklich Gelegenheit und Lust haben, Kunst, Poesie und Musik zu studieren ...?

Hans P. Gansner studierte Germanistik und Französische Sprache und Literatur an der Universität Basel. Romane, Erzählungen, Hörspiele, Gedichte, Krimis, Historische Festspiele, Theater, Essays, Übersetzungen, Kulturjournalismus. Lebt als freier Schriftsteller, Übersetzer und Publizist in Schaffhausen, Genf und Hoch-Savoyen (www.hpgansner.ch; hpgansner@wanadoo.fr).